

BERNHARD LANG

Der arbeitende Mensch in der Bibel

Eine kulturgeschichtliche Skizze

Das Thema Arbeit ist in der gesamten Bibel gegenwärtig, im Alten wie im Neuen Testament.¹ Es begleitet den Leser von der Paradieserzählung über den Frondienst der Hebräer in Ägypten und unter König Salomo bis zu den Fischern am See Gennesaret und zu den in Spruchform gefassten Regeln der frühen Christen: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“ (2 Thess 3,10) und: „Wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn“ (Lk 10,7), bekannt in der Fassung Martin Luthers: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Sollen unsere Darlegungen nicht ausufern und ermüden, ist eine Beschränkung auf Aspekte nötig, die besonders deutlich hervortreten und die Mentalität der Bibelleser vieler Jahrhunderte wenn nicht geprägt, so doch deutlich und nachhaltig beeinflusst haben. Als solche Themen bieten sich an:

- die Lehre von göttlichen, die Arbeit betreffenden Verfügungen: körperliche Arbeit gilt entweder als dem Menschen gewährtes Privileg oder als von Gott verhängte Strafe für urchzeitliche Sünde. Auch der arbeitsfreie Wochentag wird als göttlich geboten verstanden.
- die Ermahnung zu Arbeit und Fleiß: diese ist im Alten Testament im Buch der Sprichwörter (Proverbia) vertreten, im Neuen Testament bei Paulus.
- die Distanzierung von der Welt der Arbeit: diese Haltung findet sich bei dem Intellektuellen Jesus Sirach (Buch Jesus Sirach = Ecclesiasticus) und, nach dem Zeugnis der Evangelien, auch bei Jesus.

Jedes dieser Themen vermag den arbeitenden Menschen, wie er uns in der Bibel begegnet, von einer anderen Seite zu Gesicht zu bringen, so dass sich ein, wenn nicht vollständiges, so doch repräsentatives Bild ergibt.

¹ Walther Bienert, *Die Arbeit nach der Lehre der Bibel*, Stuttgart 1954 entspricht nicht mehr dem Forschungsstand, dagegen ist Göran Agrell, *Work, Toil and Sustenance: An Examination of the View of Work in the New Testament, Taking into Consideration Views Found in Old Testament, Intertestamental, and Early Rabbinic Writings*, Lund 1976 umfassend und zuverlässig. Der vorliegende Beitrag geht in der Interpretation eigene Wege.

1. Gott als Herr der Arbeit

Nach dem einheitlichen Zeugnis der Bibel ist der Mensch in eine göttliche Weltordnung eingefügt. Nach dieser ist der Nahrungserwerb an Arbeit geknüpft, die in unterschiedlichen Kontexten entweder als von Gott verliehenes Privileg oder als Strafe für eine urzeitliche Sünde gilt. Gemildert wird die Strafe durch einen regelmäßig wiederkehrenden, die Arbeit unterbrechenden Ruhetag. Deutlich erkennbar ist der Wille der biblischen Autoren, das menschliche Los mit Hilfe religiöser Mythen verständlich zu machen und das Unvermeidliche gesellschaftlich und rechtlich zu gestalten. Von großer Tragweite ist auch die Vorstellung von Gottes Ausstattung des einzelnen Menschen mit berufsspezifischer, besonders bauerlicher oder handwerklicher Weisheit.

1.1 *Menschliche Arbeit als Strafe und als Privileg*

Das Buch Genesis beginnt mit einer Schilderung der Erschaffung der Erde (Gen 1,1–2,4a), an die sich die Erzählung von Paradies und Sündenfall anschließt (Gen 2,4b–3,24). Es gehört zu den großen und anerkannten Ergebnissen der Bibelwissenschaft, dass diese beiden Texte unterschiedlichen Überlieferungskreisen zuzuordnen sind. Sie bieten kein einheitliches Bild über die Ursprünge des menschlichen Lebens, sondern erfassen es in stark differierender Weise mit jeweils eigenen Begriffen.

Als älter gilt die „Erzählung von Paradies und Sündenfall“. Nach diesem Mythos lebte der Mensch ursprünglich im Garten Eden, einer vegetations- und wasserreichen, den Menschen durch mühelos gepflückte Früchte ernährenden Baumlandschaft. Die Aufgabe des Menschen, diese Landschaft „zu bebauen und zu hüten“, ist offenbar nicht mit Mühsal verbunden (Gen 2,15). Menschliche Sünde aber erzürnt Gott und lässt ihn eine Strafe verhängen: Das erste Menschenpaar muss den Garten verlassen und wird in ein jenseits von Eden liegendes karges Gebiet verstoßen. Da die Sünde in der Verletzung eines Speisetabus bestand, betrifft die Strafe die Nahrungserzeugung: An die Stelle der paradiesischen, durch Gartenbau in idealisierter Umgebung gekennzeichneten Wirtschaftsweise tritt die des Ackerbauern. Die spielerisch zu bewältigende Hortikultur wird von der mühsamen Agrikultur abgelöst. Wird diese Erzählung im Kontext altorientalischer Schöpfungsmythologie gelesen, offenbart sich ein Sinn, der dem modernen Leser zunächst entgeht: Der Mensch wird von Anfang an als Arbeiter erschaffen; seine ursprüngliche Aufgabe besteht darin, Gottes schönen Lustgarten in Ordnung zu halten und so Gott von dieser Arbeit zu entlasten.² Demselben Ziel dient auch die Erschaffung der Frau; sie soll den Mann bei der Erledigung der von ihm geforderten Arbeit unterstützen. Die Sünde führt zur Entlassung des Menschen aus dem ursprünglichen Arbeitsverhältnis und zur Vertreibung aus Gottes Privatgarten. Nach seiner Entlassung bleibt ihm nur, sich vom kargen und durch Fluch zusätzlich in seiner Fruchtbarkeit eingeschränkten Boden außerhalb von Gottes Garten zu ernähren.

2 Edward L. Greenstein, *God's Golem: The Creation of the Human in Genesis 2*, in: Henning Graf Reventlow u. a. (Hrsg.), *Creation in Jewish and Christian Tradition*, London 2002, S. 219–239.

Gottes Strafurteil lautet:

„So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln lässt er dir wachsen, und die Pflanzen des Feldes musst du essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen.“ (Gen 3,17–19)

Bedenken wir die zum Fluch komplementäre althebräische Vorstellung des Segens, so vermag uns das Strafwort seinen eigentlichen Sinn zu enthüllen. Göttlicher Segen gilt nach hebräischer Auffassung stets dem Mutterschoß und verleiht diesem Fruchtbarkeit. Die Erde wird als Pflanzen hervorbringender Mutterschoß betrachtet, und wenn der auf dem Garten Eden ruhende Segen in Fluch verwandelt wird, bedeutet dies, dass der Boden seine Fruchtbarkeit bis auf Reste verliert. Jenseits von Eden lebend, muss sich der Mensch mit einem mageren Boden abplagen, der seine Frucht nicht mehr von selbst hervorbringt. So ist die Existenz des Bauern eine solche der harten Arbeit und des Schweißes. „Im Schweiß deines Angesichtes“ wird gewöhnlich im Anschluss an Luther übersetzt; gemeint ist: „Um den Preis³ des Schweißes wirst du dein Brot essen. Schon früh am morgen steht er auf, erst spät am Abend kann er sich zur Ruhe setzen, „um das Brot der Mühsal zu essen“ (Ps 127,2). Des Menschen Leben „ist nur Mühsal und Beschwer“, bilanziert der Psalter (Ps 90,10). Man versteht, dass der Landmann Nachwuchs in seiner Familie begrüßt, denn ein kräftiger, in der Landwirtschaft mitarbeitender und den Eltern einmal einen Altenteil gewährende Sohn „wird uns aufatmen lassen von unserer Arbeit und von der Mühe unserer Hände um den Ackerboden, den Jahwe verflucht hat“ (Gen 5,29).⁴

Ethnologische Literatur über bäuerliche Gesellschaften vermag die israelitische Bewertung der Feldarbeit zu erläutern. In seiner Studie „Das gute Leben aus der Sicht des Bauern“ erörtert Robert Redfield, wie die Bauern verschiedener Länder ihre Tätigkeit beurteilen. In einigen Ländern – in Bulgarien, Irland und England, auch im antiken Griechenland – sind die Bauern auf ihre Arbeit außerordentlich stolz, während andernorts die meisten sich nur mit Widerwillen dem Feldbau widmen, so in Süditalien, Andalusien und Syrien.⁵ Zur letztgenannten Gruppe gehören auch die Bauern des alten und des modernen Palästina. In seiner 1966 veröffentlichten Monographie über die Bewohner von Beitin berichtet ein palästinensischer Forscher, dass die Bewohner seines Heimatdorfes die Feldarbeit als erniedrigend auffassen und sie nach Möglichkeit zu vermeiden suchen.⁶ Wenn die Bauern auf ihren Beruf stolz sind, sprechen sie ganz anders als die Leute von Beitin und die biblische Paradieserzählung von ihrem Geschäft; so legt der Grieche Xenophon in seinem Lob des Landbaus dem Perserkönig Kyros das Wort in den Mund: „Ich lasse mich niemals zum Abendessen nieder, ohne vorher geschwitzt zu ha-

3 Im Hebräischen liegt eine Konstruktion mit *bet pretii* vor. Die traditionelle Übersetzung „im Schweiß ...“ beruht auf Septuaginta und Vulgata.

4 Vgl. Bernhard Lang, Altersversorgung in der biblischen Welt, in: ders., Wie wird man Prophet in Israel? Aufsätze zum Alten Testament, Düsseldorf 1980, S. 90–103.

5 Robert Redfield, Peasant Society and Culture, Chicago 1956, S. 60–79: „The Peasant View of the Good Life“.

6 Abdullah M. Lutfiyya, Baytin: A Jordanian Village. A Study of Social Institutions and Social Change in a Folk Community (= Studies in Social Anthropology 1), Den Haag u. a. 1966, S. 106.

ben“, nämlich aufgrund landwirtschaftlicher oder militärischer Tätigkeit.⁷ Unausweichlich ist in diesem Zusammenhang die Frage, wie es zu der jeweiligen – stolzen oder ablehnenden – Haltung zur Feldarbeit und zum Beruf des Bauern kommt.

Was den israelitischen Bauern so pessimistisch über sein Los urteilen lässt, ist zweifellos die dem Ackerbau ungünstige Beschaffenheit des Bodens im palästinischen Bergland. Die Pflanzenfabel des Alten Testaments erklärt weder den Ölbaum, noch den Feigenbaum, noch den Weinstock zum König der Pflanzen, sondern den Dornstrauch, beherrscht doch dieser das Bild der kargen Landschaft (Ri 9,7ff). Im Gleichnis vom Sämann verweist Jesus auf den „felsigen Boden“, auf die dünne, Pflug und Pflanze wenig Krume bietende Erdschicht und das allgegenwärtige, die Saat erstickende Dornengestrüpp (Mt 13,5–7). Dazu kommen die wenig günstigen Niederschlagsverhältnisse, wobei auf einen regenreichen Winter ein stets langer, regenloser Sommer folgt, dessen Sonne den Boden ausdörrt. Eine wirklich reiche, alle Maße sprengende Ernte kann sich der palästinische Bauer nur im Ausland vorstellen, besonders in Ägypten. Dort werden die Erträge der „fetten Jahre“ in mächtigen Silos gehortet und dorthin wandern die armen Israeliten in Zeiten der Hungersnot, wie uns die Josefsnovelle berichtet; noch in römischer Zeit zählt Ägypten zu den Kornkammern des Mittelmeerraumes. Geprägt wird die bäuerliche Mentalität jedoch nicht nur von mangelhafter Bodenqualität und knappem Niederschlag, sondern auch von bedrückenden Sozialverhältnissen. Der Bauer, der sein Brot einem steinigen Acker abringen muss, hat dem Staat Abgaben zu leisten, so dass sich dadurch sein geringer Ertrag noch mindert. Gerät ein Bauer in Not und muss er Kredit aufnehmen, so kommt er leicht in die dauernde Abhängigkeit stadtsässiger Großbürger, denen er weitere regelmäßige Abgaben schuldet. Bis in die Gegenwart hat die Trennung von konsumorientierter Stadt und ausgebeuteter Bauernschaft das Bild des Vorderen Orients geprägt; unter dem „Rentenkapitalismus“ der Reichen kommt es zur Pauperisierung der ländlichen Bevölkerung, zur schon von den Propheten beklagten Fellachisierung der Bauern.⁸ Der um einen guten Teil seines Ertrages betrogene Landmann neigt nicht zu Arbeitseifer und ertragsteigernder Innovation. So ist die pessimistische Stimmung der Erzählung vom Ausschluss aus dem Paradies verständlich: Seit Urzeiten liegt ein göttlicher Fluch auf Beruf und Schicksal des Bauern.

Erscheint die Arbeit in der Erzählung von Paradies und Sündenfall als Strafe, so wird sie im „Mythos von der Erschaffung der Welt“ als Privileg verstanden. Nachdem Gott den Menschen als Mann und Frau erschaffen hat, übergibt er diesen sein Werk, und zwar um sie zu beherrschen. Nicht von mühevoller Arbeit ist die Rede, sondern von „Herrschaft“ oder, nach heutigen Begriffen, von Naturbeherrschung. „Herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen“ (Gen 1,28), so lautet das göttliche Wort an die ersten Menschen, und alsbald erfahren wir es noch deutlicher: „Alles Lebendige, das sich regt, soll euch zur Nahrung dienen“ (Gen 9,3). Über die Pflanzen heißt es: „Hiermit übergebe ich euch alle Pflanzen auf der ganzen Erde, die Samen tragen, und alle Bäume mit samenhaltigen Früchten. Euch sollen sie zur Nahrung dienen“ (Gen

7 Xenophon „Oikonomikos“ IV,24; vgl. Klaus Meyer, Xenophons „Oikonomikos“, Übersetzung und Kommentar, Westerborg 1975; Xenophon, „Oeconomicus“: A Social and Historical Commentary by Sarah B. Pomeroy, Oxford 1994.

8 Bernhard Lang, Prophetie und Ökonomie im alten Israel, in: Günter Kehrler (Hrsg.), Vor Gott sind alle gleich, Düsseldorf 1983, S. 55–73.

1,29). Dabei erfolgt die Übergabe der Tierwelt zuerst, und die der Pflanzen erst an zweiter Stelle, wobei die Herrschaft über die Tiere als das edlere, höherrangige Privileg gilt, wird es doch ausdrücklich mit der Gottebenbildlichkeit in Verbindung gebracht.⁹

Wie kommt es zu dieser besonderen Hochschätzung menschlicher Herrschaft über das Tier? Vielleicht darf man sich die Schöpfungserzählung als Werk vorstellen, das in den Kreisen jener Judäer entstand, die im Laufe des 6. Jahrhunderts v. Chr. aus der babylonischen Gefangenschaft nach Palästina zurückgekehrt sind.¹⁰ Was sie in Karawanen in die Heimat mitnehmen konnten, waren ihre Herden, und diese stellten zweifellos ihren wertvollsten Besitz dar. In Palästina angekommen, standen sie den dort ansässigen Bauern als Hirten gegenüber, und zumindest in der ersten Generation muss die Viehwirtschaft ihr wichtigster Erwerbszweig gewesen sein. Von den Bauern verachtet, stellten sie, ihren Stolz bewahrend, die Viehzucht rangmäßig über den Ackerbau. Dementsprechend schildern sie Jakob, den wie sie selbst aus Mesopotamien nach Palästina ziehenden Stammvater aller Israeliten, als einen „überaus reichen“ Mann; „er besaß eine Menge Schafe und Ziegen, Mägde und Knecht, Kamele und Esel“ (Gen 30,43). Den nach ihrem Beruf befragten Söhnen des Stammvaters wird die Antwort in den Mund gelegt: „Hirten von Schafen und Ziegen sind deine Knechte; wir sind es, und unsere Väter waren es auch schon“ (Gen 47,3). Aufgrund solcher Zeugnisse wollten manche Historiker die frühen Hebräer als Kleinviehnomaden sehen, die erst spät zur sesshaften Lebensweise und zum Ackerbau gefunden haben. Diese Sicht findet heute kaum mehr Gefolge: Wenn die Hebräer ihren Vorfahren in einem Akt der Traditionserfindung eine viehzüchtende Wirtschaftsweise andichten, so bringen sie dadurch nur ihre eigene Präferenz – und nicht etwa historisch zuverlässige Erinnerung – zum Ausdruck.

Auch in jenen Kreisen der Exilrückkehrer, denen es alsbald gelang, wieder Land unter den Pflug zu nehmen, behielt die Viehzucht ihren Rang, galt sie doch als von jenem auf dem Ackerbau liegenden Fluch frei. Mit dem Ackerbau ist sie derart verbunden, dass der Bauer seine Landwirtschaft durch Viehhaltung ergänzt, besonders der Zucht von Ziegen und Schafen und, wenn genügend Futter zur Verfügung steht, auch von Rindern. Die Kombination von Feldbau und Viehzucht ermöglicht, wenn alles gut geht, die Deckung des familiären Bedarfs und die Leistung fälliger Abgaben. Obwohl sich die Israeliten hauptsächlich von pflanzlichen Nahrungsmitteln ernähren, stellen sie sich gerne als Hirten dar und beschreiben ihre Vorfahren als solche. Die Hochschätzung der Viehzucht mag sich mit nostalgisch verklärter Erinnerung verbinden: „Unsere viehzüchtenden Väter, die Rückwanderer aus dem babylonischen Exil, hatten es besser als wir.“ Im nämlichen Sinne äußern sich die heutigen Bauern von Syrien; auch sie reden mit Wehmut von der Freiheit ihrer, wirklich oder angeblich, an keine Scholle gebundenen nomadischen Vorfahren.¹¹ Mag der Acker auch den Großteil der Nahrung liefern, so erreicht er nie die dem Viehbesitz zuerkannte symbolische Bedeutung. Für ein solches Verzeichnen der wahren wirtschaftlichen Verhältnisse gibt es Beispiele aus der Ethnologie; so sehen sich die im Sudan lebenden Nuer in erster Linie als

9 Bernhard Lang, *Jahwe, der biblische Gott. Ein Porträt*, München 2002, S. 117–125.

10 Walter Brueggemann, *The Kerygma of the Priestly Writers*, in: *Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft* 84 (1972), S. 397–414.

11 Hanna Batatu, *Syria's Peasantry, the Descendants of Its Lesser Rural Notables, and Their Politics*, Princeton 1999, S. 11.

Viehzüchter, obwohl auch bei ihnen die Wirtschaft auf der Bestellung des Bodens beruht.¹² Wo der Ackerbau als beschwerlich erlebt wird, kann die Viehzucht eine Aufwertung erfahren, die ihr, von der Erwerbsstatistik her betrachtet, eigentlich nicht zusteht.

1.2 *Der „persönliche Gott“ als Lenker der Arbeit*

Wird der in der Genesis beschworene mythische Zusammenhang verlassen, entfällt das Thema des verfluchten Ackerbodens. Mehrfach drängt sich der Eindruck auf, als habe der Hebräer um Wert und Würde seiner beruflichen Tätigkeit gewusst. Dies wird aus Zeugnissen deutlich, in denen praktisches Können und Wissen als göttliche, dem Individuum verliehene Gabe erscheint. Einschlägig ist ein im Jesajabuch überliefertes Gedicht:

„Pflügt der Bauer jeden Tag, um zu säen?
Beackert und eggt er jeden Tag seine Felder?
Nein, wenn er die Äcker geebnet hat,
streut er Kümmel und Dill aus,
sät Weizen und Gerste
und an den Rändern den Dinkel.
So unterweist und belehrt ihn sein Gott,
damit er es recht macht.“ (Jes 28,24–26)

Der Ausdruck „sein Gott“ bezieht sich auf eine ganz bestimmte Gottesvorstellung, nämlich die des von der Forschung so genannten persönlichen Gottes, der nach Auffassung der alten vorderasiatischen Religionen jedem Menschen nach der Art eines Schutzengels beigegeben ist.¹³ Schon vor der Geburt sich des Einzelnen annehmend, schenkt er ihm innere Kraft, begibt ihm mit Weisheit und begleitet seinen Lebensweg. Im Arbeitsalltag leitet der persönliche Gott den Bauern durch seine Eingebung zu sachgemäßem Vorgehen an. Doch nicht nur vom Bauern wird solches gesagt; auch der Krieger rühmt sich: „[Mein Gott] lehrte meine Hände zu kämpfen, meine Arme, den ehernen Bogen zu spannen“ (Ps 18,35). Ganz summarisch und ohne Bezug auf einen bestimmten Gegenstand göttlicher Unterweisung heißt es andernorts: „Gott, du hast mich gelehrt von Jugend auf“ (Ps 71,17). Am ausführlichsten wird die Zurüstung des Handwerkers geschildert:

„Da sprach Jahwe zu Mose: Siehe, ich habe Bezalel ... beim Namen gerufen und ihn mit dem Geist Gottes erfüllt. mit Weisheit, mit Verstand und mit Kenntnis für jegliche Arbeit: Pläne zu entwerfen und sie in Gold, Silber und Kupfer auszuführen und durch Schneiden und Fassen von Steinen und durch Schnitzen von Holz allerlei Werke herzustellen.“ (Ex 31,1–5)

Bezalel ist kein gewöhnlicher Handwerker, sondern ein Meister seines Fachs, dessen Werkstatt die Herstellung qualitativvoller Geräte für den Tempel übernimmt. Von Gott zu ihrem Handwerk ausersehen und mit den nötigen Fähigkeiten begabt, eignet den Handwerkern des

¹² Lang, Jahwe (wie Anm. 9), S. 195.

¹³ Lang, Jahwe (wie Anm. 9), S. 137–142.

Tempels – und wohl vielen Vertretern dieses Berufs – besondere Würde.¹⁴ Mag auch das Thema des gottgegebenen Berufswissens in der Bibel ohne weitere Entfaltung bleiben, so zeugt es doch von einer charakteristischen Haltung, die später, etwa bei Luther und Calvin, im christlichen Berufsethos wiederkehrt.

1.3 Das Sabbatgebot

In den alten Kulturen Vorderasiens ist Arbeit ohne Arbeitsruhe, ohne arbeitsfreie Tage undenkbar. Babylonische Arbeitsverträge aus dem frühen 2. Jahrtausend v. Chr. geben dem Arbeiter an jedem 10. Tag frei.¹⁵ Eine vergleichbare Regelung für Landarbeiter kennt auch das alte Israel: In Zeiten harter Feldarbeit – nämlich des Pflügens und der Ernte – bleibt jeder 7. Tag arbeitsfrei. Das Recht auf den freien Tag ist gesetzlich festgeschrieben:

„Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebten Tag sollst du ruhen, zur Zeit des Pflügens und des Erntens sollst du ruhen.“ (Ex 34,21)

Zum Verständnis dieser knappen Formulierung lässt sich eine weitere gesetzliche Formulierung heranziehen:

„Sechs Tage kannst du deine Arbeit verrichten, am siebten Tag aber sollst du ruhen, damit dein Rind und dein Esel ausruhen und der Sohn deiner Sklavin und der Fremde zu Atem kommen.“ (Ex 23,12)

Vorausgesetzt ist offenbar, dass der Bauer zur Zeit des Pflügens und Erntens alle verfügbaren Kräfte heranzieht, und mit diesen gemeinsam arbeitet. Eingesetzt werden neben den Arbeitstieren Rind und Esel vor allem die hausgeborenen männlichen Sklaven und die zum Arbeitsdienst verpflichteten Stammesfremden, denen örtliches Wohnrecht gewährt wurde. Wahrscheinlich werden „der Sohn deiner Sklavin“ und „der Fremde“ als Beispiele von Männern genannt, die der Befehlsgewalt des landbesitzenden Bauern unterstehen. Nach unserer Auffassung gab es zu Zeiten landwirtschaftlicher Schwerarbeit eine Arbeitswoche von sechs Tagen; doch mit einer das ganze Jahr durchlaufenden Woche ist für Israels ältere Zeit nicht zu rechnen. Erst zur Zeit des babylonischen Exils im 6. Jahrhundert v. Chr. haben bestimmte Kreise die das ganze Jahr durchlaufende Woche und die Bezeichnung Sabbat für den arbeitsfreien Tag eingeführt. Galt auch bisher schon die Ruhetagsregel als religiöses Gebot, so wird dieser Aspekt nun noch zusätzlich betont; auch der Geltungsbereich der Arbeitsruhe wird genauer umschrieben. Das geschieht im Sabbatgebot des Dekalogs, der wie folgt wiederzugeben ist:

14 In der römischen Kaiserzeit spricht ein gallisches Zimmermannsepitaph eine ähnliche, von Stolz und Selbstbewusstsein zeugende Sprache, indem sie des verstorbenen Meisters „unvergleichlich hohe Fertigungskunst, Eifer, Gelehrsamkeit und anständiges Wesen“ (*ars cui summa fuit fabricae, studium, doctrin[a] pudorque*) rühmt und hinzusetzt: „keiner war gelehrter als er“ (*doctior hoc nemo fuit*). Grabinschrift des Quintus Candidus Benignus in Arles (Gallien), in: Hermann Dessau (Hrsg.), *Inscriptiones Latinae Selectae*. ND. Berlin 1962, Bd. 2/2, Nr. 7715.

15 J. G. Lautner, *Altbabylonische Personenmiete und Erntearbeiterverträge*, Leiden 1936, S. 129–133. Zum folgenden vgl. Bernhard Lang, *Sabbatgebot*, in: *Neues Bibel-Lexikon* 3 (2001), Sp. 391–394.

„Achte auf den Sabbat: halte ihn heilig! So macht es dir Jahwe, dein Gott, zu Pflicht: Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebte Tag ist ein Ruhetag [Sabbat], Jahwe, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Rind, dein Esel und dein ganzes Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat. Dein Sklave und deine Sklavin sollen sich ausruhen wie du. Denk daran: Als du in Ägypten Sklave warst, hat dich Jahwe, dein Gott, mit starker Hand und hoch erhobenem Arm dort herausgeführt. Darum hat es dir Jahwe, dein Gott, zu Pflicht gemacht, den Ruhetag [Sabbat] zu halten.“ (Dtn 5,1–15)

Die von uns im Wortlaut angeführte deuteronomische Fassung des Dekalogs macht den Sabbat zum Fest des Exodus, zum Fest der Sklavenbefreiung, an der auch die Sklaven der Hebräer teilhaben. In der sogenannten priesterschriftlichen Fassung der Zehn Gebote erfolgt eine andere theologische Deutung: Dort wird der Sabbat in Nachahmung der Ruhe Gottes nach erfolgter Welterschaffung gefeiert: „Denn in sechs Tagen hat Jahwe Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazu gehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat Jahwe den Sabbattag gesegnet und ihn für heilig erklärt“ (Ex 20,11). Im einen Fall wird die Privilegierung der Sklaven dadurch erklärt, dass Israels Gott ein Sklavenbefreier ist und Israel diesem heilsgeschichtlichen Faktum Rechnung zu tragen hat; im anderen Fall entspricht die Sechszahl der Arbeitstage dem göttlichen Arbeitsrhythmus, dem der Mensch zu folgen bestrebt sein soll.

Die heutigen Kommentatoren des Dekalogs sind davon überzeugt, dass die Gebote als Anrede an den erwachsenen hebräischen Mann formuliert sind; das wird besonders deutlich in der Formulierung: „Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen.“ Sollten alle Gebote ohne Ausnahme im Blick auf den hebräischen Mann gesagt sein, dann ergibt sich beim Sabbatgebote die Frage nach der Hausfrau: Warum lässt der Kinder und Sklaven und Vieh besitzende Hebräer nur Sohn und Tochter, Sklave und Sklavin und die Arbeitstiere am Sabbat ausruhen, nicht jedoch seine Frau? Ist die Gattin des reichen Hausherrn prinzipiell nicht in den Arbeitsprozess einbezogen, so dass sie nicht erwähnt zu werden braucht? Oder gilt sie als vom Gebot mit angesprochen, denn auch von ihr wird in anderen Dekaloggeboten verlangt, dass sie nicht die Ehe bricht, keinen Menschen tötet und nur den einen Gott verehrt, ohne dass dies ausdrücklich gesagt wird. Solche heute geläufigen Auskünfte der Ausleger lassen sich schwerlich widerlegen, doch auch nicht gerade gut begründen. Daher sei folgende Erklärung versucht: Die Frau ist nicht genannt, da sie, anders als die genannten Arbeitskräfte, nicht im Auftrag des Mannes, sondern innerhalb des Hauswesens selbständig ihrem Geschäft nachgeht. Der Hausherr hat über Sohn, Tochter, Sklaven usw. Verfügungsrecht; das Dekaloggebot weist ihn an, am Sabbat von seiner Verfügungsgewalt keinen Gebrauch zu machen und also keine Arbeitsaufträge zu erteilen. Seiner Frau kann er jedoch nie – weder im Alltag noch am Sabbat – Arbeitsaufträge erteilen; folglich kann von ihm nicht verlangt werden, an einem bestimmten Tag auf ein Recht zu verzichten, das ihm gar nicht zusteht. Die Frau ist keine Arbeiterin und keine Untergebene des Mannes. Für diese Sicht spricht auch das, unten, im nächsten Abschnitt zu nennende, Gedicht über die tüchtige Gutsherrin, in dem kein Ehemann in der Rolle des Haushaltungsvorstands auftritt (Spr 31,10ff).

Mit der Institutionalisierung des wöchentlichen Ruhetags geht dessen Ideologisierung einher. Der Sabbat wird von einer pragmatischen zu einer religiösen Einrichtung. Verstoß gegen das Ruhegebot wird unter schwere Strafe gestellt, nicht weil menschlicher Anspruch auf einen Ruhetag, sondern weil göttliches Gesetz verletzt wird. „Jeder, der am Sabbat ar-

beitet, soll mit dem Tod bestraft werden“ (Ex 31,15). Als Präzedenzfall wird von einem Mann erzählt, der am Sabbat Brennholz sammelt; bestraft wird er durch Steinigung (Num 15,32–36). Ein Zeugnis sowohl für die Schwierigkeit, den wöchentlichen Ruhetag in der Praxis durchzusetzen, als auch für die Ideologisierung des Sabbats findet sich in folgendem Prophetenwort:

„So spricht Jahwe: Hütet euch um eures Lebens willen, am Tag des Sabbats eine Last zu tragen und durch die Tore Jerusalems hereinzubringen. Auch dürft ihr am Sabbat keine Last aus euren Häusern hinaustragen und keinerlei Arbeit verrichten. Vielmehr sollt ihr den Sabbat heiligen, wie ich es euren Vätern geboten habe. Doch sie haben nicht gehört und ihr Ohr mir nicht zugeneigt, sondern ihren Nacken versteift, ohne zu gehorchen und ohne Zucht anzunehmen. Ihr aber, wenn ihr bereitwillig auf mich hört – Spruch Jahwes – und am Sabbat keine Last durch die Tore dieser Stadt bringt, sondern den Sabbat heiligt und an ihm keinerlei Arbeit verrichtet, dann werden durch die Tore dieser Stadt Könige einziehen, die auf dem Thron Davids sitzen ... und diese Stadt wird für immer bewohnt sein.“ (Jer 17,21–25)

Das an die strikte Sabbatobservanz große, unrealistische Verheißungen knüpfende Wort dürfte aus dem 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. stammen, der Zeit, in welcher immer wieder versucht wurde, den Jerusalemer Markt am Sabbat zu sperren und so eine Unterbrechung von Handelsgeschäften zu erzwingen.¹⁶

Zweifellos ist allen Juden der Antike der Sabbat bekannt gewesen. Während die einen diesen Tag als vollständigen Ruhetag durchzusetzen suchten, verstanden ihn andere als pragmatische, nur in bestimmten Zusammenhängen gültige und sinnvolle Forderung. Jüdisch-aramäische Inschriften aus dem Palästina des 1. Jahrhunderts n. Chr. datieren Lebensmittellieferungen auf den Sabbat,¹⁷ ein Zeichen dafür, dass der Sabbat auch damals in manchen Kreisen nicht praktiziert wurde. Das alte Arbeitsrecht mit seinem fest umschriebenen Sinn – die Schonung des Landarbeiters zur Zeit des Pflügens und der Ernte – ließ sich nicht ohne weiteres auf den gesamten Arbeitsprozess der Gesellschaft ausweiten. Die Auseinandersetzung um den Sabbat wird im Neuen Testament sichtbar, wobei deutlich ist, dass es sich um einen innerjüdischen und nicht bereits christlich-jüdischen Konflikt handelt. Das Lukasevangelium stellt Jesus im Streitgespräch mit einem Synagogenvorsteher dar: Jesus verteidigt seine Krankenheilungen und lässt sich diese am Sabbat nicht verbieten. In der Frage der Sabbatobservanz vertritt Jesus eine pragmatische, der Vorsteher eine ideologische Position, so dass sich freies Charisma und religiöse Institution fremd gegenüberstehen (Lk 13,10–17).

Fassen wir zusammen: Ursprünglich dient das Gebot der Arbeitsruhe am siebten Tag der Schonung des Arbeiters, später wird die Sabbatruhe zunehmend zu einer Forderung, die in erster Linie der Religion dienen soll. An die Stelle des pragmatischen Anliegens tritt eine ideologische Institution. Schon Jesus hat diese problematische Entwicklung durchschaut, wenn er sagte, der Sabbat sei für den Menschen da, und nicht der Mensch für den Sabbat (Mk 2,27). Auch die nachbiblische Rezeption des Sabbats ist der Spannung zwischen Pragmatismus und Ideologie nie ganz entkommen.

16 Vgl. Neh 13,15–22.

17 Klaus Beyer, *Die aramäischen Texte vom Toten Meer*. Ergänzungsband, Göttingen 1994, S. 197–199.

2. Ermahnung zur Arbeit

Die Bibel kennt zwei große, zur Arbeit mahnende Pädagogen: König Salomo und Paulus. Salomo gilt als Patron der Lebensweisheit, und so ist sein Name an den Anfang des diese Weisheit vermittelnden Buches der Sprichwörter („Proverbia Salomonis“) gesetzt. Unter den neutestamentlichen Schriften sind es vor allem die Paulusbriefe, in denen die pädagogische Bemühung der hebräischen Lebenslehre ihre Fortsetzung findet.

2.1 *Das Buch der Sprichwörter*

Diese Unterweisungsschrift enthält in bunter Folge Gedichte, Mahnworte und Sprüche über das von der hebräischen Gesellschaft als sachgemäß erachtete ethische Verhalten. Vermittelt werden soll „Weisheit“, die allen Menschen auch schon in jungen Jahren mögliche, erlernbare Lebenstüchtigkeit und Kunst des richtigen Betragens. Das Buch gilt als Sammlung, dem die Schulmeister der königlichen Schreiberschule im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. ihre Übungstexte entnahmen. Der im Buchtitel stehende Name des Königs Salomo weist auf den Hof als Ort der Überlieferung, nicht auf Salomo als Autor. Das Thema Arbeit wird nur selten aufgegriffen, doch ergeben die einschlägigen Belege ein schlüssiges Bild. Einige Sprüche halten nur Beobachtungen fest:

- „Faulheit versenkt in Schlaf,
ein träger Mensch muss hungern.“ (Spr 19,15)
- „Der Hunger des Arbeiters arbeitet für ihn,
denn sein Mund treibt ihn an.“ (Spr 16,26)
- „Wer sein Feld bestellt, wird satt von Brot.“ (Spr 12,11a)
- „Der Faule pflügt nicht im Herbst;
sucht er in der Erntezeit, so ist nichts da.“ (Spr 20,2)

Arbeit lässt sich in diesem Zusammenhang stets als bäuerliche Feldarbeit verstehen, beruht doch das gesamte Wirtschaftsleben jener Zeit auf Ackerbau im bäuerlichen, der Selbstversorgung des Haushalts dienenden Kleinbetrieb. Der zuletzt angeführte Spruch betrachtet seinen Gegenstand unter dem Gesichtspunkt der Zeit; nur wer etwas zur rechten Zeit oder sogar im rechten Augenblick tut, weder zu früh noch zu spät, gilt der hebräischen Spruchdichtung als lebensstüchtig.

Zu den beobachtenden Sprüchen treten solche, die eine Mahnung aussprechen:

- „Nimm draußen deine Arbeit auf und bestelle dein Feld,
danach gründe deinen Hausstand.“ (Spr 24,27)
- „Liebe nicht den Schlaf, damit du nicht arm wirst;
halte deine Augen offen, und du hast genug Brot.“ (Spr 20,12)

Ein deutlicheres Bild entsteht durch weiter ausgeführte, sich an den jungen Bauern richtende Ermahnungen. Hierher gehört der folgende Textabschnitt, in dem wir die Worte des Lehrers hören:

„Am Acker eines Faulen ging ich vorüber,
am Weinberg eines unverständigen Menschen:
Sieh da, er war ganz überwuchert von Disteln,
seine Fläche mit Unkraut bedeckt,
seine Steinmauer eingerissen.
Ich sah es und machte mir meine Gedanken,
ich betrachtete es und zog die Lehre daraus:
Noch ein wenig schlafen,
noch ein wenig schlummern,
noch ein wenig die Arme verschränken, um auszuruhen.
Da kommt schon die Armut wie ein Strolch über dich,
die Not wie ein zudringlicher Bettler [den man nicht mehr los wird, B.L.].“ (Spr 24,30–34)

Eine weitere Ermahnung bezieht sich auf die mit der Landwirtschaft verbundene und diese regelmäßig ergänzende Viehwirtschaft:

„Kümmere dich um das Aussehen deiner Schafe,
und Sorge für deine Herden;
denn Besitz bleibt nicht für ewig,
und Reichtum nicht für alle Zeit.
Kommt das Gras hervor, erscheint das Grün,
sammelt man die Kräuter auf den Bergen,
dann gibt es Lämmer für deine Kleidung,
Böcke als Kaufpreis für Äcker
und genug Ziegenmilch für dich als Nahrung,
als Nahrung für dein Haus
und Lebensunterhalt für deine Mägde.“ (Spr 27,23–27)

Dieser Abschnitt klingt wie ein Stück aus einem Almanach für den praktischen Landmann, doch ist uns ein solches Werk innerhalb der althebräischen Literatur nicht überliefert.¹⁸ Vielleicht hat der hebräische Kompilator den Abschnitt im Buch eines hebräischen Hesiod, einem Sammler traditioneller Bauernregeln, vorgefunden und als Übungstext seiner Fibel einverleibt.

Das Buch der Sprichwörter erscheint bei oberflächlicher Betrachtung als Werk eines eifrigen Pädagogen, der, den Zeigefinger stets erhoben, gegen Faulheit als verbreitetes Laster kämpft. Doch diese Sicht verkennt die in diesem Werk konsequent verfolgte Lehrmethode: Der Lehrer liebt Übertreibung, Kontrast, Gegensatz und Antithese, um den von ihm gegebenen Lehren Anschaulichkeit und Einprägsamkeit zu verleihen. Spricht er von Weisheit, so spricht er immer auch von Torheit, ermahnt er zum Fleiß, so zeichnet er erfundene, nicht etwa der Erfahrung entnommene plastische Gegenbilder von schläfriger Trägheit. Es dürfte nur wenige Bauern gegeben haben, die ihre Felder verkommen lassen und sich mehr dem

18 Ein weiterer Anklang an die literarische Gattung „Handbuch für den Landmann“ findet sich im Buch Jesaja (Jes 28,24–28). Zu nennen ist auch der Text der ältesten althebräischen Inschrift (um 900 v. Chr. oder früher), des Geser-Kalenders mit seinem landwirtschaftlichen Arbeitsplan für das gesamte Jahr: „Zwei Monate davon sind Obsternte, zwei Monate davon Saat, zwei Monate Spätsaat, ein Monat Flachsschnitt, ein Monat Gerstenernte, ein Monat Getreideernte und Abmessen, zwei Monate Beschneiden, ein Monat Sommerobsternte“, Johannes Renz, Handbuch der althebräischen Epigraphik, Bd. 1, Darmstadt 1995, S. 34–36.

Schlaf als der Feldarbeit und kluger Vorsorge widmen. Der Pädagoge überzeichnet und neigt, nach unseren Begriffen, sogar zur Karikatur:

„Der Faule sagt [oder: denkt]: Ein Löwe ist draussen,
mitten auf der Straße käme ich ums Leben.“ (Spr 22,13)

Angespielt wird hier auf die alternden Löwen, die, nicht mehr der Jagd auf wilde Ziegen fähig, auf Futtersuche sogar die sonst gemiedenen Ortschaften durchstreifen. Kaum werden sie einen Menschen anfallen, und schon gar keinen der stets stockbewehrten Männer! Es handelt sich also um den humorvollen Hinweis auf eine faule Ausrede. Die Karikatur des stets auf neue Ausreden bedachten arbeitsunwilligen jungen Burschen gehört zweifellos zum Repertoire der Erzieher aller Zeiten, die sich über die Sitten der Jugend ihrer Zeit beklagen und diesen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu Leibe zu rücken suchen.

Bis jetzt haben wir nur Belege angeführt, die von arbeitenden Männern handeln. Über eine arbeitende Frau gibt es nur ein einziges Gedicht, und dies führt uns nicht die einfachen Verhältnisse der Bäuerin vor Augen, sondern das Leben der Gutsherrin, die auf dem Landgut lebt, dem Gesinde vorsteht und sich unermüdlich um alle mit Haus und Hof verbundenen Geschäfte kümmert. Vermutlich ist das Gedicht zeitlich von den übrigen Texten des Buches der Sprichwörter abzurücken; man meint, hier hellenistische Verhältnisse beschrieben zu sehen. Daraus einige Zeilen:

„Sie sorgt für Wolle und Flachs und schafft mit emsigen Händen. Sie gleicht den Schiffen des Kaufmanns: Aus der Ferne holt sie ihre Nahrung. Noch bei Nacht steht sie auf, um ihrem Haus Speise zu geben und den Mägden, was ihnen zusteht. Sie überlegt es und kauft einen Acker, vom Ertrag ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg. Sie gürtet ihre Hüften mit Kraft und macht ihre Arme stark. Sie spürt den Erfolg ihrer Arbeit, und des Nachts erlischt ihre Lampe nicht. Nach dem Spinnrocken greift ihre Hand, ihre Finger fassen die Spindel. ... Ihr bangt nicht für ihr Haus vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat wollene Kleider. Sie hat sich Decken gefertigt, Leinen und Purpur ist ihr Gewand. ... Sie webt Tücher und verkauft sie, Gürtel liefert sie dem Händler.“ (Spr 31, 13–24)

Die Gutsherrin wird in höchstem Ton gepriesen – nicht nur vom Dichter, sondern auch, wie dieser schreibt: von ihrem Mann und ihren Söhnen – und welcher Grieche und Römer hätte nicht in solches Lob eingestimmt? Tatsächlich entspricht dieses reizende Genrebild in vielen Zügen dem, was wir von der Beteiligung der Frau des antiken Landgutbesitzers an der Ökonomie oder Hauswirtschaft (griechisch *oikonomia*) wissen, vor allem aus dem „Oikonomikos“, dem Hauswirtschaftsbuch des Griechen Xenophon (4. Jahrhundert v. Chr.).¹⁹ Nicht nur einzelne Aufgaben werden der Frau in beiden Quellen – dem „Oikonomikos“ und dem Buch der Sprichwörter – zugewiesen, sondern auch ihre umfassende Rolle als in eigener Verantwortung handelnde Verwalterin des gesamten Hauswesens kommt in den Blick. Der Mann braucht sich als Hausherr nicht um alles selbst zu kümmern. Ischomachos, der Gesprächspartner des Sokrates bei Xenophon, äußert sich dazu: „Übrigens, wonach du mich fragtest, Sokrates, ich verbringe meine Zeit keineswegs zu Hause; denn die inneren Angelegenheiten meines Hauses zu verwalten, ist die Frau auch ganz allein imstande“ (Oikonomikos VII, 3). In Kriegszeiten – wenn der Mann im Felde war und sich die Abwesenheit durch

19 Bernhard Lang, *Women's Work, Household and Property in Two Mediterranean Societies: A Comparative Essay on Proverbs XXXI 10–31*, in: *Vetus Testamentum* 54,2 (2004), S. 188–207.

Gefangenschaft in die Länge zog – mussten Frauen schon in älteren Zeiten die Leitung des gesamten Hauswesens übernehmen.²⁰ Xenophon und das hebräische Gedicht setzen jedoch nicht Kriegszeiten, sondern gewöhnliche Lebensumstände voraus; es ist zweifellos als Beschreibung eines familiären Arrangements zu lesen, bei dem der Frau das Management des Hauswesens auch in Friedenszeiten vertrauensvoll überlassen wird. Wie bei Xenophon wird uns die Frau als selbständig agierende Partnerin des Mannes geschildert.

Der hebräische Dichter sieht die Frau vor allem mit Spinnen, Weben und Schneiderei beschäftigt, den typischen, auch den Damen der griechischen und römischen Oberschicht zugewiesenen ehrenvollen Aufgaben, die zunächst der häuslichen Selbstversorgung mit Kleidungsstücken dienen. Die Frau muss, so betont Xenophon, „dafür sorgen, dass dann, wenn Wolle eingebracht wird, all diejenigen Kleider erhalten, die sie nötig haben“.²¹ Das Thema ist der antiken Literatur geläufig. Lucretia, als die ideale Römerin geschildert, „sitzt noch zu später Nachtzeit im Hause, mit Wolle beschäftigt, zusammen mit ihren noch bei Licht arbeitenden Mägden“.²² Auf einem Grabstein lesen wir: *Domum servavit, lanam fecit* („dem Haus hat sie gedient, dem Spinnen oblag sie“).²³ Die Herstellung von Textilien hat, wie aus dem Ende des angeführten Textausschnitts ersichtlich, eine weitere Bedeutung: Kleider dienen als Handelsware. In der gesamten Antike galten Kleider als Güter, die sich rasch verkaufen ließen und sogar die Funktion von Geld übernehmen konnten.²⁴ Auch auf Kleiderhandel und den Erwerb von zusätzlichem Ackerland und Weingärten ist die tüchtige Herrin des hebräischen Gedichts bedacht. Der Kauf von landwirtschaftlicher Nutzfläche bedeutet eine Erweiterung des Hauswesens, und gerade dies wird als Ziel der antiken Hauswirtschaft betrachtet. Nach Xenophon soll die Hauswirtschaft „sowohl das [zum Verbrauch] Notwendige hervorbringen als auch durch Erzielung eines Überschusses das Hauswesen vergrößern“, das freilich kann ohne „Fleiß“ nicht gelingen.²⁵ Xenophon rät den Hausherrn, „ihre Ehefrauen so zu behandeln, dass sie in ihnen Mitarbeiter besitzen zur Vermehrung ihrer Hauswesen“ (Oikonomikos III, 10). Als Beispiel für die Vergrößerung des Besitzes erwähnt Xenophon ausdrücklich den Zukauf von landwirtschaftlicher Nutzfläche (Oikonomikos XX, 22–26). Fleiß, Produktion eines Überschusses für den Markt, Investition in die Produktionsmittel und die sich so ergebende Maximierung von Profit: alle Bestandteile der kapitalistischen Wirtschaftsweise sind hier versammelt!

Der so hoch gepriesenen tüchtigen Frau bleiben jene Bereiche verschlossen, deren sich die Weisen der Spätzeit Israels, wie beispielsweise Jesus Sirach, besonders rühmen: höhere Bildung und Mitwirkung an öffentlichen Verwaltungs- und Regierungsgeschäften. Kluge Rede wird der tüchtigen Frau zugestanden (Spr 31,26), doch nur Männer schreiben Bücher und werden politisch tätig. So bleibt ein charakteristischer Unterschied zwischen der praktischen,

20 Dies wird in der hebräischen Gesetzgebung vorausgesetzt, die es verbietet, dass sich ein Mann mit der „Frau seines Nächsten“ auch zugleich dessen gesamten Land-, Vieh und Sklavenbesitz aneignet (so im Dekalog: Dtn 5,21); vgl. Bernhard Lang, Du sollst nicht nach der Frau eines anderen verlangen: Eine neue Deutung des 9. und 10. Gebots, in: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 93 (1981), S. 216–224.

21 Xenophon „Oikonomikos“ VII,36, vgl. VII,6 und 22 sowie X,10.

22 Livius „Ab urbe condita“ 1,57,9.

23 Corpus Inscriptionum Latinarum, Berlin 1886, Bd. 6,3, Nr. 15346.

24 S. B. Pomeroy in: Xenophon, „Oikonomikos“, Commentary (wie Anm. 7), S. 62.

25 Xenophon, „Oikonomikos“ I,4 und I,16.

hauswirtschaftlichen Weisheit der Frau und der sich literarisch wie politisch artikulierenden männlichen Bildung. In unserem Gedicht stehen sich zwei Welten gegenüber: der häusliche Wirkungskreis der Frau und die mit der Stadtöffentlichkeit verbundene Sphäre des Mannes.

Die im Buch der Sprichwörter vorgetragenen Lehren lassen sich einem universal verbreiteten, in allen traditionellen Kulturen gepflegten Ethos zuordnen, das der Philosoph Otto Friedrich Bollnow die „einfache Sittlichkeit“ nennt.²⁶ Diese empfiehlt Fleiß, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Anständigkeit in einem beschränkten, zumeist ländlich bestimmten Lebenskreis. Große, kulturbildende Bewegungen führen regelmäßig über diesen Lebenskreis hinaus, indem sie Risikobereitschaft, Wagemut oder extreme Askese fordern; doch auch dort, wo dies geschieht, bleibt die „einfache Sittlichkeit“ als ethische Theorie der kleinen Leute unverändert erhalten und über Kulturen und Zeiten hinweg stabil. Unter dem Stichwort „common sense“ hat der Ethnologe Clifford Geertz ihre weltweite Verbreitung und ihren universalen Charakter geschildert.²⁷ Mit großer Selbstverständlichkeit greift der althebräische Lehrer auf die einfache Sittlichkeit zurück, wenn er sich an Schüler wendet, die dem bäuerlichen Milieu entstammen und diesem auch dann verbunden bleiben, wenn sie den Beruf des Schreibers und Verwaltungsbeamten erlernen.

2.2 Paulus

Im Neuen Testament findet das Arbeitsethos der Sprichwörter bei Paulus eine unübersehbare Entsprechung. Paulus ließ sich zwar mitunter in seiner Missionstätigkeit von christlichen Gemeinden durch Gaben unterstützen,²⁸ doch er wird uns auch – und vornehmlich – als arbeitender Mensch geschildert. Die Apostelgeschichte zeichnet ein Bild von Paulus als Geschäftspartner des christlichen Zeltmacher-Ehepaares Aquila und Priszilla in Korinth (Apg 18,1ff) und legt die Vorstellung nahe, dass der Apostel die Woche über seinem Handwerk obliegt, am Sabbat sich aber der Missionstätigkeit widmet.²⁹ Auch anderen empfiehlt Paulus, von der eigenen Hände Arbeit zu leben: „Setzt eure Ehre darein, ruhig zu leben, euch um eure eigenen Aufgaben zu kümmern und mit euren Händen zu arbeiten“ (1 Thess 4,11).

Die paulinische Empfehlung und sogar Hochschätzung manueller Arbeit entspricht auch dem Arbeitsethos des hellenistischen Judentums insgesamt. Dafür bietet die vermutlich im Alexandrien des 1. Jahrhunderts v. Chr. entstandene, heute als „Sentenzen des Pseudo-Phokylides“ bezeichnete jüdische Weisheitsschrift einen deutlichen Beleg:³⁰

„Arbeite mit aller Anstrengung, damit du aus eigenen Mitteln leben kannst, lebt doch jeder Mann, der nicht selbst arbeitet, von seiner Hände Diebstahl. Handwerk ernährt seinen Mann, doch den Arbeitsscheuen quält der Hunger. Ernähre dich nicht von dem, was von anderer Leute Tisch abfällt, sondern lebe von selbsterworbenem Lohn, ohne Luxus. Wenn einer kein

26 Otto Friedrich Bollnow, *Einfache Sittlichkeit*, Göttingen 1947.

27 Clifford Geertz, *Local Knowledge*, New York 1983, S. 73–93: „Common Sense as a Cultural System“.

28 Phil 4,16; 2 Kor 11,9.

29 Ronald F. Hock, *The Social Context of Paul's Ministry: Tentmaking and Apostleship*, Philadelphia 1980.

30 Nikolaus Walter (Übersetzer), *Pseudo-Phokylides*, in: Werner G. Kümmel (Hrsg.), *Jüdische Schriften aus hellenistisch-römischer Zeit*, Bd. 4, Gütersloh 1983, S. 182–216.

Handwerk erlernt hat, soll er mit der Hacke graben. Jede Arbeit genügt für den Lebensunterhalt, wenn du nur gewillt bist, dich anzustrengen. Wenn du als Matrose auf Fahrt gehen willst: Das Meer hat Platz! Willst du der Feldarbeit nachgehen: Die Äcker sind groß genug! Es gibt keine Arbeit, die den Menschen leicht und ohne Anstrengung gelänge – nicht einmal den Seligen [= Himmelskörpern?!] Doch Mühsal fördert sehr die Tugend.“ (Pseudo-Phokylides, Sentenzen 153–163)

Der wie alle Sentenzen des Pseudo-Phokylides in griechischen Hexametern gehaltene Abschnitt orientiert sich am Arbeitsethos des biblischen Buchs der Sprichwörter und an der Ermahnung, die der Grieche Hesiod an seinen arbeitsscheuen Bruder Perses richtet.³¹ So verschmelzen griechisches und jüdisches Ethos zu einer Einheit.

Verschiedene das Erwerbsleben betreffende Weisungen, die Paulus gibt, heben sich von allgemeinen Ermahnungen zur Arbeit dadurch ab, dass sie einen wirtschaftlichen Kommunitarismus innerhalb der Gemeinde voraussetzen: Die von einzelnen Mitgliedern gemachten Einnahmen werden mit anderen geteilt, und möglicherweise fließt vieles in eine gemeinsame Kasse.³² Aus dieser werden alle wenn nicht grundsätzlich versorgt, so doch unterstützt, so dass keiner Mangel leidet. Allerdings kommt es auch zu Missbrauch dieser Einrichtung: arbeitsscheue Mitglieder lassen sich von der Gemeindegasse unterhalten. Das gilt, wie wir aus dem pseudopaulinischen Epheserbrief erfahren, als Diebstahl: „Der Dieb soll nicht mehr stehlen, sondern arbeiten und sich mit seinen Händen etwas verdienen, damit er den Notleidenden davon geben kann“ (Eph 4,28). Jeder soll arbeiten und zu jenem Fonds beitragen, aus dem Notleidende unterstützt werden. Um jeden Verdacht auf persönlichen Missbrauch zu vermeiden, lehnt es Paulus ab, sich aus der gemeinsamen Kasse unterhalten zu lassen. Hier ist sein Selbstzeugnis:

„Wir [d. h. Paulus] haben bei euch kein unordentliches Leben geführt und bei niemandem unser Brot umsonst gegessen. Wir haben uns gemüht und geplagt, Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um keinem von euch zur Last zu fallen. Nicht als hätten wir keinen Anspruch auf Unterhalt; wir wollten euch aber ein Beispiel geben, damit ihr uns nachahmen könnt. Denn als wir bei euch waren, haben wir euch die Regel eingeprägt: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Wir hören aber, dass einige von euch ein unordentliches Leben führen und alles mögliche treiben, nur nicht arbeiten. Wir ermahnen sie und gebieten ihnen im Namen Jesu Christi, des Herrn, in Ruhe ihrer Arbeit nachzugehen und ihr selbstverdientes Brot zu essen.“ (2 Thess 3,7–12)

Der Grundsatz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, erklärt sich am besten als Regel einer Gruppe, deren Leben von gemeinsamer Kassenführung bestimmt ist. Auch wenn der 2. Thessalonicherbrief, der diese Regel formuliert, nicht von Paulus stammen und also fingiert sein sollte (was viele moderne Kommentatoren annehmen), so herrscht kein Zweifel daran, dass er das paulinische Arbeitsethos unverfälscht ausspricht.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Ermahnung zum Fleiß stellt ein charakteristisches Thema des Buches der Sprichwörter und der hellenistisch-jüdischen Literatur dar. Es gibt freilich einen bezeichnenden Unterschied zwischen beiden: Wenn im jüdisch-hellenistischen

31 Hesiod „Werke und Tage“ 2, 298–326.

32 Zumindest bei der Gemeinde von Thessalonich darf man vielleicht an die Identität von Gemeinde und Handwerker Gilde (mit gemeinsamer Kasse?) denken, vgl. Richard S. Ascough, *The Thessalonian Christian Community as a Professional Voluntary Association*, in: *Journal of Biblical Literature* 119 (2000), S. 311–328.

Schrifttum von Pseudo-Phokylides über Paulus bis zum pseudopaulinischen Schrifttum von Diebstahl und Faulheit die Rede ist, handelt es sich stets um tatsächlich vorkommende Arbeitsverweigerung, nicht nur, wie im Buch der Sprichwörter, um pädagogische Fiktionen.

3. Distanz zur Welt der Arbeit

Dem heutigen Bibelleser weit weniger bekannt und vertraut als die Vertreibung des Menschen aus dem Paradies, als seine Verstoßung in die Arbeitswelt, als Sabbatruhe und Ermahnung zum Fleiß ist das Thema „Distanz zur Welt der Arbeit“. Zu unserer Überraschung findet es sich, wenn auch in ganz unterschiedlicher Weise, in beiden Testamenten und ist mit den Namen Jesus Sirach und Jesus von Nazaret verknüpft. Als reine Konsumenten sich nicht am Arbeitsprozess beteiligend und vom Dienst anderer getragen, führen sie ohne schlechtes Gewissen eine parasitäre Existenz.

3.1 *Jesus Sirach, der Aristokrat und Intellektuelle*

Ein Bild von der sozialen Hierarchie, die das Wirtschafts- und Erwerbsleben der hebräischen Gesellschaft bestimmte, zeichnet die biblische Rutnovelle. Vier Ränge lassen sich deutlich unterscheiden: Am untersten Ende steht Rut, eine Ausländerin, die, grundbesitz- und arbeitslos, auf die Großzügigkeit der Bauern angewiesen ist. Bei der Ernte darf sie nachlesen: Sie lebt von dem, was sich nach der Ernte auf dem Feld noch an Ähren findet. Den nächsthöheren Rang nehmen die als Knechte und Mägde (vermutlich: Sklaven und Sklavinnen) bezeichneten Arbeiterinnen und Arbeiter ein: vom frühen morgen an sind sie auf den Feldern mit der Erntearbeit beschäftigt, wobei den Männern das Abschneiden der Ähren, den Frauen das Aufsammeln zufällt. Die Arbeiterschaft untersteht einem Aufseher, der wahrscheinlich als Gutsverwalter fungiert. Während Arbeiter und Aufseher auf dem Feld ihrem Geschäft obliegen, legt der Besitzer nicht mit Hand an; er begnügt sich mit einem Besuch auf den Feldern, um sich ein Bild vom Stand der Erntearbeiten zu machen und die eine oder andere Anweisung zu geben. Mit außerordentlichem Respekt wird er von seinen Arbeitern begrüßt, als er erscheint und ihnen ein vornehmes „Jahwe sei mit euch“ zuruft. Im Unterschied zu Gutsverwalter und Sklavinnen und Sklaven wird der Besitzer auch mit Namen genannt: er heißt Boas. Er stellt Fragen, gibt Anweisungen und feiert nach Abschluss der Ernte mit Essen und Trinken. Am Arbeitsprozess selbst ist er jedoch nicht beteiligt.

Einen Mann von der Art des Boas lernen wir in einer weiteren biblischen Schrift näher kennen: im griechisch überlieferten, in der Zeit um 180 v. Chr. entstandenen Buch Jesus Sirach. Der Autor, Jesus Sirach selbst, präsentiert sich uns als vornehmer Herr, der, über ein Landgut verfügend, dieses von Sklaven bestellen lässt. In der Stadt lebend, verbringt er seine Zeit im Gespräch mit anderen Männern der jüdischen Oberschicht, bereist andere Länder, pflegt das Studium alter Schriften und ist selbst schriftstellerisch und als Lehrer tätig. „Seht, nicht allein für mich habe ich mich geplagt, sondern für alle, die Weisheit suchen“ (Sir 24,34). Allerdings darf man sich Si-

rachs Güter nicht allzu eindrucksvoll und sein Personal nicht allzu zahlreich vorstellen. Nichts rechtfertigt den Gebrauch von Bezeichnungen wie Ländereien oder Großgrundbesitz. Nirgendwo ist von einem Gutsverwalter die Rede, der seinem Herrn Rechenschaft schuldig wäre, eine aus neutestamentlichen Gleichnisreden bekannte Situation. Auch die Rede von einem einzigen Sklaven, den ein Herr besitzen mag (Sir 33,31), weist in diese Richtung. Jesus Sirach und seine nicht minder wohlhabenden Leser sind Besitzer kleiner, von ihnen selbst verwalteter und bewirtschafteter Landgüter. Wie nahe Sirach und seine Leser am bäuerlichen Leben beteiligt sind, ergibt sich aus Sirachs eigener Beobachtung und Mahnung:

„Viehzucht und Ackerbau lassen den Leib gedeihen.“ (Sir 40,19)

„Wer das Land bebaut, schichtet hohe Garbenstöße auf.“ (Sir 20,28)

„Sei nicht leichtfertig bei der schweren Arbeit auf dem Acker, denn von Gott ist sie zugewiesen.“ (Sir 7,15)

Menschen wie Jesus Sirach muss es in allen Städten der hellenistischen Welt gegeben haben, und eine Anspielung auf einen Homervers,³³ lässt vermuten, dass er sogar über griechische Bildung verfügte. Sein Enkel übersetzte nach dem Tode Jesus Sirachs dessen Buch ins Griechische – wiederum ein Zeichen für die Offenheit zur griechischen Kultur in jenem städtischen Milieu, in dem die Schrift entstand.

Es verwundert nicht, dass Jesus Sirach die in der griechischen Kultur verbreitete Abwertung manueller („banausischer“) Tätigkeit, wie wir sehen werden, bis zu einem gewissen Grade teilt. Für ihn gilt: „Wer frei ist von Arbeit, kann sich der Weisheit widmen“ (Sir 38,24), und man ist geneigt, den Satz mit dem Wort „nur“ beginnen zu lassen. Dieser Satz steht an der Spitze einer längeren Beschreibung, aus der wir einen Ausschnitt wiedergeben:

„Wie kann sich einer der Weisheit widmen,
der den Pflug hält und mit dem Treiberstachel prahlt,
der Rinder auf die Weide treibt, Ochsen zurückholt,
sich mit den Jungtieren unterhält,
der seinen Sinn auf das Eggen der Furchen richtet
und darauf bedacht ist, die Mast zu vollenden?“ (Sir 38,25–26)

Dann folgen mehrere, offenbar nach dem Vorbild altägyptischer Beamtenlehren gestaltete Porträts weiterer arbeitender Menschen: des Siegelschneiders, des Schmieds, des Töpfers. Über den letztgenannten heißt es:

„Ebenso der Töpfer, der vor seiner Arbeit sitzt
und mit den Füßen die Scheibe dreht,
der unaufhörlich um seine Arbeit besorgt ist
und dessen ganzer Eifer der großen Anzahl [von Töpfen] gilt,
der mit dem Arm den Ton knetet
und ihm mit den Füßen die Zähigkeit nimmt,
der seinen Sinn auf die Vollendung der Glasur richtet
und darauf bedacht ist, den Ofen richtig zu erhitzen.“ (Sir 38,29–30)

Bauern und Handwerker, so argumentiert Jesus Sirach weiter, verfügen nicht über das höchste Gut der hellenistischen Kultur – über Bildung:

33 Vgl. Sir 14,18 mit Ilias 6,146–147.

„Doch zur Volksversammlung werden sie nicht hinzugezogen,
in der Gemeinde ragen sie nicht hervor.
Sie sitzen auf keinem Richterstuhl
und kennen sich nicht aus in Recht und Gesetz.
Weise Bildung offenbaren sie nicht,
Sinnsprüche sind bei ihnen nicht zu finden.
Sie kennen sich nur in weltlichen Berufen aus,
ihr Sinnen richtet sich auf die Ausübung des Gewerbes.
Anders, wer sich der Gottesfurcht widmet
und das Gesetz des Höchsten erforscht.“ (Sir 38,33–34)

Darauf folgt eine längere Beschreibung dessen, was der Weise – kein anderer als Jesus Sirach selbst – tut: Er liest und studiert, bereist fremde Länder, verkehrt im Kreis der Herrscher, ist schriftstellerisch tätig und wird berühmt. Das ist das einzige Porträt eines Geistesarbeiters, das uns die althebräische Literatur bietet, und es weist zweifellos hellenistische Züge auf. Das zeigt etwa ein Blick in die Art und Weise, wie Xenophon von den handwerklichen Berufen spricht:

„[Diese] schädigen den Körper der Arbeiter und Aufseher, indem sie diese zwingen, zu sitzen und unter einem Dach zu arbeiten; manche nötigen sogar dazu, den ganzen Tag vor dem Feuer zuzubringen. ... Auch gewähren die sogenannten handwerklichen Berufe am wenigsten freie Zeit, sich noch um Freunde oder den Staat zu kümmern, so dass solche Leute unbrauchbar sind für geselligen Umgang und zur Verteidigung des Vaterlandes.“ (Xenophon, Oikonomikos IV, 2–3)

Handwerker tragen zum Staat nichts bei, denn sie haben weder Zeit noch Sinn für Geselligkeit und damit für Politik. Noch pointierter argumentiert Aristoteles: Handwerker zählen nicht zu den eigentlichen Staatsbürgern, da ihnen die Übernahme politischer Ämter unmöglich ist.³⁴ Allerdings will Jesus Sirach, anders als Xenophon und Aristoteles, den Wert handwerklicher Tätigkeit nicht ganz leugnen; daran hindert ihn schon die hebräische Überlieferung, die den von Gott zu seinem Amt berufenen und mit Kunstverstand und Geschick ausgerüsteten Handwerker kennt.³⁵ Sirach vermag den Beitrag arbeitender Menschen zur Kultur – und das heißt: zum Leben in der Stadt – durchaus als unentbehrlich zu würdigen:

„Sie alle verlassen sich auf ihre Hände,
und jeder ist erfahren in seinem Geschäft.
Ohne sie wird keine Stadt besiedelt,
und wo sie sich niederlassen, hungern sie nicht.“ (Sir 38,31–32)

Schon die ältere hebräische Literatur war davon überzeugt gewesen, dass der König geschickte und sachverständige Handwerksmeister benötigt;³⁶ doch Jesus Sirach steigert diese Einsicht: Nicht nur dem König, sondern allen Bürgern ist ihr Werk von Nutzen. Ähnlich wie

34 Aristoteles „Politik“ 1277b–1278b.

35 Ex 31,1–5, wie im ersten Teil der vorliegenden Studie kommentiert.

36 „Siehst du einen Mann, behend in seinem Geschäft: vor Könige wird er hintreten, nicht wird er hintreten vor niedrige Leute“ (Spr 22,29). „Mit Weisheit, Verstand und Geschick begabt, um jede Bronze-Arbeit auszuführen“, tritt der Bronzeschmied Hiram von Tyrus in den Dienst König Salomos, um alle bei Bau und Ausstattung des Jerusalemer Tempels anfallenden Schmiedearbeiten zu leiten (1 Kön 7,14).

der Jude Jesus Sirach kann auch der Römer Cicero (106–43 v. Chr.) in Anlehnung an hellenistisches – in diesem Falle stoisches – Gedankengut den Kulturbeitrag der arbeitenden Bevölkerung würdigen, ohne sich selbst dieser zuzurechnen: „Durch die Hände der Künstler [= Handwerker] haben wir alles erlangt ... : Unterkunft, Kleidung, Schutz, Städte, Mauern, Wohnungen, Heiligtümer.“³⁷ Doch wie Jesus Sirach, so sieht auch Cicero im Gebildeten und Schriftsteller, der sich dem Staatsdienst zur Verfügung stellt, die höchste Berufung des Aristokraten.

3.2 *Jesus von Nazaret, der Charismatiker*

Das frühe Christentum entstand in jenem Milieu, das Jesus Sirach nur eingeschränkt würdigen kann: dem Milieu von Handwerkern. Während seiner ersten Generationen blieb es durch dieses Milieu geprägt. Im 2. Jahrhundert bezeichnet der Christengegner Celsus die Gläubigen als „Wollarbeiter, Schuster, Walker und die ungebildetsten und ungeschliffensten Leute“ (Origenes, *Contra Celsum* 3,55). Diese Charakterisierung ist zutreffend und unzutreffend zugleich. Sie trifft insofern zu, als tatsächlich Handwerker das Bild bestimmen: Jesu Vater wird als *tektôn* bezeichnet, was als mit Holz arbeitender Handwerker gedeutet wird. Man denkt sich ihn als beim Hausbau tätigen Zimmermann oder als Hersteller von Geräten für die Landwirtschaft. Jesus hat, wie damals üblich, den Beruf seines Vaters erlernt, und der frühchristliche Apologet Justin berichtet, Jesus habe „Pflüge und Joche“ hergestellt (Justin, *Dialog* 88,8). Handwerker dieser Art besitzen keine eigene Werkstatt, wohl aber eigenes Werkzeug und verdingen sich tageweise gegen Lohn und Kost.³⁸ Unter den unmittelbaren Jüngern Jesu befinden sich mehrere Fischer. Paulus wird als Zeltmacher geschildert. Celsus' Beschreibung trifft jedoch insofern nicht zu, als es gerade unter den Handwerkern Gelehrte gab. Die geistige Tätigkeit des griechischen Philosophen, des jüdischen Schriftgelehrten, des christlichen Lehrers und Missionars vertrug sich oft mit der Ausübung eines Handwerks.

Doch so sehr die Überlieferung auf den Handwerkerberuf Jesu verweist, so wenig weiß sie von seiner Ausübung dieses Berufes zu berichten. Im Neuen Testament wird Jesus nie als arbeitender Mensch dargestellt. Er wird uns nach der Art eines kynischen Wanderphilosophen geschildert, von dem es in einem idealen Porträt heißt: „Es brachten mir die einen Geld, andere Sachen, die Geld wert waren, viele aber luden mich zum essen ein. ... Und von denen, die dankbar waren, dass ich das erste Mal genommen hatte, nahm ich auch wieder;

37 Cicero „De natura deorum“ 2,150. Cicero schätzt unter den Handwerkern besonders diejenigen, welche die Baukunst betreiben („De officiis“ 1,151). Als weitere Quelle lässt sich Platon „Nomoi“ 920e anführen: „Dem Hephaistos und der Athene geheiligt ist die Zunft derjenigen Handwerker, die durch ihre Künste unser Leben einrichten halfen.“ Zur Auffassung Ciceros vgl. Birgit van den Hoven, *Work in Ancient and Medieval Thought*, Amsterdam 1996, S. 21–71: „The Ideology of Labour under the Principate“.

38 Belege bei Luise Schottruff, *Das geschundene Volk und die Arbeit in der Ernte Gottes nach dem Matthäusevangelium*, in: dies. u. a. (Hrsg.), *Mitarbeiter der Schöpfung*. München 1983, S. 149–206, hier S. 179–180.

von denen, die das nicht waren, nichts mehr.“³⁹ Heimatlos und ohne Erwerbstätigkeit umherziehend, lassen sich Jesus und seine unmittelbaren Begleiter durch reiche Frauen nach mäzenatischer Art versorgen (Lk 8,3): Ihm wird alles Lebensnotwendige zur Verfügung gestellt, so dass er sich, alltäglicher Sorgen frei, seiner selbstgestellten Aufgabe widmen kann. Auch die Gastfreundschaft ihn einladender wohlhabender Männer schlägt er nicht aus. Die Legende weiß, wie Jesus eine große Zuhörerschaft und Gefolgschaft versorgen kann: durch eine wunderbare Vermehrung eines zur Verfügung stehenden bescheidenen Provianten an Brot und Fischen (Lk 9,12ff). Wahrscheinlich verbirgt sich hinter der Überlieferung von Jesus dem wunderwirkenden Gastgeber die Großzügigkeit eines gastfreundlichen Patrons oder einer reichen, als Mäzenin auftretenden Frau. Aus der Sicht des predigenden Charismatikers erscheint solche Versorgung zugleich als wunderbar und selbstverständlich.

Die Einstellung Jesu zu jenen, die ihn und seine Begleitung unterstützen, wird durch die als „Maria und Martha“ bekannte Szene wie durch ein Schlaglicht beleuchtet:

„Sie zogen zusammen weiter, und er kam in ein Dorf. Eine Frau namens Martha nahm ihn freundlich auf. Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. Martha aber war ganz davon in Anspruch genommen, für ihn zu sorgen. Sie kam zu ihm und sagte: Herr, kümmerst es dich nicht, dass meine Schwester die ganze Arbeit mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen! Der Herr antwortete: Martha, Martha, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden.“ (Lk 10,38–42)

Jesus nimmt die ihm gewährte Gastfreundschaft nur beiläufig zur Kenntnis; er hält sie, wie es scheint, für selbstverständlich und keiner weiteren Würdigung wert. Die Leute sollen ihm mit Aufmerksamkeit zuhören: ihm zuhören ist wichtiger als ihn bewirten. Nach heutigen – und wohl auch damaligen – Begriffen macht sich Jesus durch seine unwirsche Antwort einer Taktlosigkeit schuldig und zeigt sich als schlechter, undankbarer Gast, der es versäumt, sich bei Martha gebührend zu bedanken. Eine solche Beurteilung aber hieße, mit den Maßstäben des gewöhnlichen Lebens zu messen. Diese Maßstäbe gelten aber für Jesus nicht, denn er steht außerhalb alltäglicher Ordnungen. Erst die spätere, im Johannesevangelium greifbare Tradition hat die Sache zurechtgerückt oder doch gemildert durch die Bemerkung: „Jesus liebte Martha“ (Joh 11,5).

Jesus wird als charismatischer Lehrer geschildert, der zur Arbeitswelt bewusst Distanz hält und das Erwerbsleben mehr als einmal verspottet. Vorsorge durch Bau eines großen Speichers, der eine reiche Ernte aufnimmt, erscheint ihm als unsinnig, denn morgen schon kann der Besitzer sterben (Lk 12,16ff). Einprägsam sind Jesu Hinweise auf die Natur: Die Raben säen nicht und ernten nicht, haben keine Speicher – und doch sorgt Gott für sie; auch die Lilien des Feldes arbeiten nicht und spinnen nicht, und doch tragen sie die schönsten Gewänder (Lk 12,24). In diesen Sprüchen wird die pädagogische Naturbeobachtung des Buchs der Sprichwörter genau auf den Kopf gestellt: Nicht die fleißigen Ameisen werden als Vorbild empfohlen („Geh zur Ameise, du Fauler“, Spr 6,6), sondern die unbekümmerten Raben und Lilien.⁴⁰ Die Natur lehrt nicht Fleiß und Vorsorge, sondern im Gegenteil: sie lei-

39 Briefe des Diogenes 38,3, in: Abraham J. Malherbe (Hrsg.), *The Cynic Epistles. A Study Edition*, Missoula (Mont.) 1977, S. 160–162; Datierung vermutlich 1. Jahrhundert v. Chr.

40 John N. Jones, *Think of the Lilies and Prov 6:6–11*, in: *Harvard Theological Review* 88 (1995), S. 175–177.

tet an, unbesorgt und unbekümmert zu leben. Jesus erlebt sich als Kind Gottes, um das sich der himmlische Vater kümmert.

Das wirtschafts-, arbeits- und weltfremde Verhalten Jesu wird noch deutlicher, wenn wir uns die Berufung seiner Jünger und die von ihm regelmäßig gegebenen, auf Bruch mit dem gewöhnlichen Leben zielenden Ratschläge vergegenwärtigen. Fischer lassen ihre Boote zurück (Lk 5,11), Reiche verteilen ihren Besitz, Familienbande werden geringgeachtet, ja Väter und Mütter, Brüder und Schwestern und Kinder verlassen (Lk 14,26.33, Mt 19,29). Die Dreiheit von Familie, Besitz und Beruf bildet die Grundlage der Arbeits- und Wirtschaftswelt und damit der Existenz gewöhnlicher Menschen, bilden doch die Mitglieder einer Familie gewöhnlich die sich einem einheitlichen Gewerbe widmende Gruppe. Dabei wird keineswegs gesagt, dass es angesichts des nahen Weltendes keinen Sinn macht, Reichtum anzuhäufen; vielmehr scheint es Jesus am Verständnis für die Arbeitswelt und die Bedürfnisse des gewöhnlichen Menschen zu mangeln. Offenbar wird Jesus, wie alle Charismatiker, von seiner Mission so beherrscht, dass er an die irdischen Notwendigkeiten keinen Gedanken verschwendet. Auch die von Jesus selbst und in seinem Umkreis praktizierte Ehelosigkeit gehört in diesen Kontext: Der nicht Verheiratete wird nicht in Zusammenhänge gezwungen, die das Ausüben eines Brotberufes erfordern und der ungebundenen Lebensweise entgegenstehen.⁴¹ Eine späte neutestamentliche Schrift, die sonst einen beträchtlichen Abstand von der Lebensweise Jesu erkennen lässt, enthält noch einen Hinweis auf die geistige Voraussetzung der arbeitsfremden Lebenseinstellung: „Keiner, der in den Krieg zieht, lässt sich in Alltagsgeschäfte verwickeln, denn er will, dass sein Heerführer mit ihm zufrieden ist“ (2 Tim 2,4). Weder der Soldat noch der charismatische Lehrer dürfen sich durch Alltagsgeschäfte von ihrem Dienst abhalten lassen.

Manche der frühen Anhänger Jesu haben seine Lebensweise nachgeahmt und sich dabei ausdrücklich auf Jesu Vorbild und sogar seine Anweisung berufen.⁴² Die ohne Vorratstasche zur Verkündigung von Jesu Botschaft ausziehenden Jünger sollen die Gastfreundschaft anderer annehmen: „Bleibt in diesem Haus, eßt und trinkt, was man euch anbietet“ (Lk 10,7). Diese Versorgung wird sogar als gerechter Lohn für die verkündete Botschaft vom Gottesreich verstanden, denn in diesem Zusammenhang fällt der Spruch: „Wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn“ (Lk 10,7). Solchen Lohn erwarten nicht nur der frühchristliche Wanderprediger sondern auch allerlei heidnische und jüdische *homines religiosi*, die gegen ein kleines Honorar ihre Dienste anbieten. So kennt die Apostelgeschichte eine Sklavin, „die mit der Wahrsagerei ihren Herren großen Gewinn einbrachte“ (Apg 16,16). „Für etwas Kleingeld verkaufen die Juden Traumdeutungen jeglicher Art“, berichtet Juvenal (60–130 n. Chr.), und nennt als Beispiel eine als Schriftgelehrte, Priesterin und Apostelin, *summi fida internuntia caeli* („verlässliche Botin des höchsten Himmels“), eingeführte Jüdin.⁴³

Die Didache,⁴⁴ eine frühchristlichen Gemeindeordnung aus dem 1. oder 2. Jahrhundert, belegt das Vorhandensein von Wanderaposteln und -propheten. Ihr Wille, sich von ihrer Tä-

41 Dieser Zusammenhang wird von Paulus im 1. Korintherbrief 7,32–35 angesprochen, wobei er auf stoisches Gedankengut über die Ehe zurückgreift; vgl. Will Deming, Paul on Marriage and Celibacy: The Hellenistic Background of 1 Corinthians 7, Cambridge 1995.

42 Gerd Theißen, Studien zur Soziologie des Urchristentums, 3. Aufl., Tübingen 1989.

43 Juvenal „Satiren“ 6, 542–547.

44 Georg Schöllgen, Didache – Zwölf-Apostel-Lehre (= Fontes Christiani 1), Freiburg 1991, S. 13–139.

tigkeit zu ernähren, gilt allerdings bereits als suspekt, da man – zweifellos aus Erfahrung – arbeitsscheue Elemente unter ihnen vermutet. Daher die Regel:

„Jeder Apostel, der zu euch kommt, soll wie der Herr [d. h. wie Christus] aufgenommen werden. Er soll aber nicht länger als einen Tag bleiben; wenn es jedoch nötig ist, auch noch einen zweiten. Wenn er aber drei Tage bleibt, ist er ein falscher Prophet. Bei der Abreise soll der Apostel nichts mitnehmen außer Brot, [das ausreicht] bis er [wieder] übernachtet. Bittet er um Geld, so ist er ein falscher Prophet. ... Kein Prophet, der, vom [göttlichen] Geist ergriffen, eine Mahlzeit bestellt, isst selbst davon, er sei denn ein falscher Prophet. ... Wer aber, vom [göttlichen] Geist ergriffen sagt: „Gib mir Geld“ oder irgend etwas anderes, auf den hört nicht!“ (Didache 11,4–12)

Offenbar hat die christliche Gemeinde bereits Erfahrung mit Betrügern, die sich als Propheten ausgeben. Die Didache rät, dem durchreisenden Christen zwei oder drei Tage Gastfreundschaft zu gewähren; dann soll er sich sein Brot verdienen:

„Will er sich bei euch niederlassen, etwa als Handwerker, so soll er arbeiten und sich so ernähren. Versteht er aber kein Handwerk, so trifft nach eurer Einsicht Vorsorge, damit ja kein Faulenzer bei euch unter dem Namen eines Christen lebt. Wenn der Betreffende aber nicht so verfahren will, so ist er einer, der mit Christus Geschäfte macht. Hütet euch vor solchen Leuten!“ (Didache 12,3–5)

Wir erkennen hier bereits einen Zustand, in welchem die selbstverständliche und unbefragte Gemeinschaft von Gastgebertum und Charismatikertum zerbrochen ist: die Charismatiker drohen, der christlichen Gemeinde zur Last zu fallen. Als bald wird das Charisma des wandernden Apostels ganz aus der christlichen Bewegung verschwinden, um nur noch hin und wieder aufzuflammen, ohne jedoch wirklich Fuß fassen zu können. Dass jedem Charismatikertum nur eine kurze Frist beschieden ist, gilt heute als eine feste Einsicht religionssoziologischer Forschung. Selbst der alltäglichen Arbeitswelt entfremdet, entreißen Charismatiker ihre Anhänger einen Augenblick dieser Welt, bezaubern und betören sie für einige Zeit. Doch dann verglüht das Charisma, und der Alltag kehrt zurück. Die Rückkehr in den Alltag lässt sich als Vorgang begreifen, der von selbst eintritt und gesetzmäßig abläuft. Doch kann er auch bewusst gefördert und gestaltet werden; und genau dies war in der frühen Geschichte des Christentums der Fall.

Den Namen dessen, der das Ende der charismatischen Distanz zur Arbeitswelt proklamierte, haben wir bereits genannt: Paulus. Seine Ermahnung zur Arbeit steht in großem Gegensatz zur charismatischen Sorglosigkeit Jesu. Eine Epoche – oder vielmehr eine Episode – ist zu Ende, die Zeit des arbeitenden Christenmenschen beginnt. Ausnahmen von der paulinischen Arbeitsregel werden als bald nicht mehr zugelassen. Daher ist der große Missionar als Vater der postcharismatischen Gemeinde, als zweiter Gründer des Christentums zu würdigen, schickt er doch die in Sorglosigkeit umherschweifenden Kinder Gottes mit unmissverständlicher Mahnung zur alltäglichen Arbeit zurück.